

Scrinium Friburgense

Veröffentlichungen des Mediävistischen Instituts
der Universität Freiburg Schweiz

Herausgegeben von

Ruedi Imbach Peter Kurmann Pascal Ladner Eckart Conrad Lutz
Aldo Menichetti Hans-Joachim Schmidt Ernst Tremp

Band 11

1998

Universitätsverlag Freiburg Schweiz

Das Mittelalter und die Germanisten

Zur neueren Methodengeschichte
der Germanischen Philologie

Freiburger Colloquium 1997

Herausgegeben von

Eckart Conrad Lutz

1998

Universitätsverlag Freiburg Schweiz

Veröffentlicht mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der
wissenschaftlichen Forschung und des Hochschulrates Freiburg Schweiz

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Das Mittelalter und die Germanisten.
Zur neueren Methodengeschichte der Germanischen Philologie.
Freiburger Colloquium 1997 / hrsg. von Eckart Conrad Lutz.

– Freiburg/Schweiz: Univ. -Verl., 1998
(Scriinium Friburgense; Bd. 11)
ISBN 3-7278-1184-6

Copyright 1998 by Universitätsverlag Freiburg Schweiz

Satz: Mediävistisches Institut der Universität Freiburg Schweiz
Druck: Paulusdruckerei Freiburg Schweiz

ISBN 3-7278-1184-6
ISSN 1422-4445

Strukturen – Texte – Textgeschichte. Zum wissenschaftlichen Werk von Kurt Ruh

von Volker Mertens (Berlin)

Den Titel meines Beitrags betrachte ich als ein Triptychon: das Zentrum bildet der <Text>, die beiden Begriffe, die ich im Sinn von Kurt Ruh als literaturtheoretische verstehe, die Flügel, die ein gewisses wechselseitiges Spiegelverhältnis zueinander bilden.

Der Text als sinnhaltige sprachliche Einheit ist der Ausgangspunkt von Kurt Ruhs Wissenschaft, sein Verständnis ihr Ziel – das trifft auf seinen ersten wissenschaftlichen Aufsatz, die Interpretation von Heinrichs von Morungen Tagelied-Wechsel¹ ebenso zu wie für seine jüngste Veröffentlichung, seine <Geschichte der abendländischen Mystik>, deren dritter Band 1996 erschienen ist: «Was Mystik ist, erweist sich immer erst am konkreten Text» ist die Leitlinie, die er im ersten Band² formuliert hat. Und die Hinführung zu den Texten, ihre paraphrasierende und deutende Wiedergabe steht hier im Zentrum: gewiß ist das alles eingeordnet und gegliedert, dennoch verwundert es nicht, und hier sei ein Rezensent stellvertretend für den Tenor der Charakterisierung zitiert, daß eine Aufstellung verschiedener Modelle und Motive der Mystik zwischen negativer Theologie und Liebesmystik nicht das Anliegen des Autors sei.³ Die geistliche Literatur des späten Mittelalters: damit schließt sich nunmehr der Kreis zu Ruhs Dissertation, die im Jahre 1940 dem Passionstraktat, der Heinrich von St. Gallen zugeschrieben wird, gegolten hat⁴ und wie ein erratischer Block in der Wissenschaftslandschaft der Zeit steht – anscheinend zunächst sprachwissenschaftlich motiviert, dann aber im für Kurt Ruh schon charakteristischen Verständnis inhaltlich und stilistisch und überlieferungsbezogen ausgeführt.

1 Das Tagelied Heinrichs von Morungen, in: Kurt Ruh, Kleine Schriften, Bd. 1: Dichtung des Hoch- und Spätmittelalters, hg. von Volker Mertens, Berlin/New York 1984, S. 103–106.

2 München 1990, S. 26.

3 Hans Georg Thümmel, in: DLZ 113 (1992), S. 516.

4 Kurt Ruh, Der Passionstraktat des Heinrich von St. Gallen, Zürich, Diss. phil. I, Thayngen 1940.

Die Spannweite von Heinrich von St. Gallen über Heinrich von Morungen bis Heinrich Seuse im dritten Band der Mystikgeschichte deutet schon an, daß Kurt Ruh zwei Textbereiche vor allem zu seinen Forschungsfeldern gewählt hat: die höfische Dichtung und die geistliche Literatur; entsprechend fallen dann auch die Bandtitel seiner *«Kleinen Schriften»* aus, wobei die *«Dichtung des Hoch- und Spätmittelalters»* (Band 1)⁵ vor allem durch die zweibändige *«Höfische Epik»*⁶ und die souveränen Übersichtsartikel im *«Handbuch der Literaturwissenschaft»* ergänzt wird.⁷ Zeigt sich schon darin, daß Ruh vom *«Armen Heinrich»* bis zur Heldenbuch-Vorrede, von Meister Eckart bis zu deutschen Predigtbüchern ausgreift, daß er sich dem *«erweiterten Literaturbegriff»*⁸, wie ihn Hugo Kuhn so nachdrücklich propagiert hat, sowohl konzeptionell wie materiell verpflichtet fühlt, so bestätigt dies der Blick in die von ihm herausgegebenen Bände der *«Zeitschrift für deutsches Altertum»* und vor allem natürlich in das neue *«Verfasserlexikon»*, in dem er sich, unterstützt von seinen Mitherausgebern, der *«nicht mehr schönen»* Literatur, der Sach- und Fachliteratur in ihrer ganzen Textfülle geöffnet hat.

Beides, Zeitschrift und Lexikon, verweisen jedoch neben und über Hugo Kuhn hinaus, der den *«erweiterten»* Literaturbegriff in praxi seinen Kollegen und dem ein oder anderen Schüler überließ, aber mit der von ihm an erster Stelle verantworteten Reihe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, den *«Münchener Texten und Untersuchungen»*, ein eigenes Forum hatte, auf eine andere *«erweiterte»* Literaturtradition, so wie sie von Wolfgang Stammler vertreten wurde, dessen Nachlaß die Grundlage für die *«Forschungsstelle für deutsche Prosa»* an der Universität Würzburg bildete. Aus dieser sind dann zuerst die Forschergruppe und dann der Sonderforschungsbereich hervorgegangen. Mit der *«Zeitschrift»* knüpfte Kurt Ruh an die Offenheit der Gründergeneration der frühen wissenschaftlichen Germanistik für alle mittelalterlichen Zeugnisse in deutscher Sprache an, pro-

5 Ruh, *Kleine Schriften*, Bd. 1 (Anm. 1).

6 Kurt Ruh, *Höfische Epik des Mittelalters* (Grundlagen der Germanistik 7; 25), Bd. 1: Berlin 1967, ²1977; Bd. 2: Ebd. 1980.

7 Kurt Ruh, *Epische Literatur des Mittelalters; Geistliche Prosa*, in: Willi Erzgräber (u.a.), *Neues Handbuch der Literaturwissenschaft*, 8: *Europäisches Spätmittelalter*, Wiesbaden 1978, S. 117–188; 565–605.

8 Kurt Ruh, *Überlieferungsgeschichte mittelalterlicher Texte als methodischer Ansatz zu einer erweiterten Konzeption von Literaturgeschichte*, in: *Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung*, hg. von Kurt Ruh (TTG 19), Tübingen 1985, S. 262–272, hier: 266. – Hugo Kuhn, *Entwürfe zu einer Literaturgeschichte des Spätmittelalters*, Tübingen 1980.

grammatisch dafür ist die Einführung der Rubrik «Handschriftenfunde zur deutschen Literatur des Mittelalters».⁹ Eine weiträumige Systematisierung der volkssprachlichen Literatur, wie sie Hugo Kuhn in seinen Entwürfen immer wieder anzielte, war Kurt Ruhs Anliegen nicht – seine «Kleinen Schriften» verzichteten deshalb auch auf großdimensionierte Titel, in denen von «Literatur und [...]» oder «Strukturen», «Poetik», «Theorie» die Rede wäre. Der Text im Zentrum – das bedeutet auch, daß es sich um zentrale Texte handeln muß. Sprachlicher und inhaltlicher Rang sind für Ruh Bedingung, und so ist sein Gegenstand immer wieder ein Text der «Höhenkammliteratur» mit seiner ästhetischen Faszination einerseits, oder des religiösen Schrifttums mit seiner inhaltlich-existentialen Relevanz andererseits, wobei auch hier Ruhs genuin philologische, d.h. «wortliebende» Haltung dominiert – sein Ausspruch, erst in der Volkssprache komme die Mystik zu sich selbst, entspringt dieser Beziehung¹⁰ und schon seine Dissertation hat er einem Text gewidmet, dessen sprachlichen Rang er als rhythmisch beschwingte, «moderne» Prosa charakterisiert¹¹. In seiner Würdigung der Literaturgeschichte Max Wehrlis¹² hat er sich vehement gegen eine Fremdbestimmung des Phänomens Literatur gewendet, die Praxis, literarische Texte lediglich als Zeugnisse sozialer oder politischer Prozesse zu lesen, war und ist ihm von Grund auf zuwider. Er würde vielleicht nicht so weit gehen wie Wehrli, daß die Werke zuletzt nur noch Zeugnisse ihrer selbst sind, jedoch bedarf es der Dimension des die zeitlichen Bedingungen Überschießenden – damit stellt er sich in die Tradition der idealistischen Literaturwissenschaft. Geschichte von Literatur bedeutet nicht nur eine Ansammlung von Texten, sondern ihre Bewertung, Ordnung und Verknüpfung. Sie hat er nicht nur in den Gesamtdarstellungen der höfischen Epik und der abendländischen Mystik geleistet, sie steht auch hinter nahezu allen seinen Aufsätzen. Die Verknüpfungen, auf die es ihm ankommt, sind weniger die allgemein oder speziell geschichtlichen, als die poetologisch-gattungshistorischen, also die literarisch-immanenten, wobei die Frömmigkeitsgeschichte als außerliterarische Dimension die eigentliche Ausnahme darstellt – ihre Spuren sucht Ruh nicht nur im geistlichen Schrifttum, sondern auch im weltlichen: bei Wolfram von Eschenbach, bei

9 Zuerst: ZfdA 98 (1969).

10 Bd. 1, S. 17f.

11 K[urt] Ruh, Heinrich von St. Gallen, in: ²VL 3 (1981), Sp. 738–744, hier: 740.

12 Ars Regia der Literaturgeschichtsschreibung. Zu Max Wehrlis Darstellung der deutschen Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: Kleine Schriften, Bd. 1 (Anm. 1), S. 3–20.

Robert von Boron, bei Heinrich Wittenwiler. Dafür scheint mir Ruhs Wertanspruch verantwortlich: es geht ihm um die «große», die geistig-existentielle Dimension, sie vor allem ist ihm wahrhaft Frage und Antwort wert, und darin trifft er sich mit Walter Haug, dessen entscheidender Schritt über Hugo Kuhns Strukturanalyse hinaus gerade diese Perspektivierung – sei sie poetologisch oder anthropologisch – immer wieder bedeutet.

Bei der durchgängigen Hinneigung zu großen Werken und großen Autoren (hier ist Dante die Leit- und Lichtgestalt, in der sich Ruhs italienische Studien brennspiegelhaft fokussieren) wundert es nicht, daß Kurt Ruhs deutendes Bemühen sich vornehmlich der «Machart» der Texte und dem daraus resultierenden überzeitlichen Rang und damit der Analyse der Struktur und ihrer Genese zuwendet. Für seine «Höfische Epik» ist er dem Strukturmodell, wie Hugo Kuhn es in Auseinandersetzung mit Wilhelm Kellermann an Hartmanns «Erec» entwickelt¹³ und Walter Haug es so vielfältig differenziert, instrumentalisiert und perspektiviert hat, daß es zu einem der beherrschenden Interpretationsparadigmata der letzten dreißig Jahre wurde, in eigen systematisierter Weise verpflichtet; er erschließt poetologische Gestaltungsmittel und benutzt sie als hermeneutisches Prinzip. Aber er geht auch darüber hinaus. Seine strukturelle Analyse von Neidharts Liedern (1974)¹⁴ beschreibt ihr Verhältnis zum «klassischen» Minnesang mit Deutlichkeit und Präzision, er hält damit ein Plädoyer für eine typusimmanente Entwicklung, die jeder sozialgeschichtlichen Deutung vorausgehen müßte. Seine narratologische Analyse des «Armen Heinrich» Hartmanns als Erzählmodell¹⁵, das zwei Typen kombiniert, lenkt den Blick auf die «Machart» des Textes und die mit den beiden Typen eingebrachten theologischen Implikationen. Die Geschichte des kranken Heinrich ist eine Heilsgeschichte: Gott schickt die Krankheit, Heinrich ergreift die Heilsmöglichkeit, die im Verzicht auf das Opfer liegt und findet Gnade. Damit verwoben ist die Geschichte des freiwilligen Liebesopfers seitens des Mädchens. Die Nahtstelle beider Modelle sind Opferannahme und späterer Verzicht, wo Typus 1 und 2 kollidieren. Hartmann hat das erzählerisch in der Operationsszene mit dem leuchtkräftigen Bild des nackten schönen Mädchens verarbeitet, das ihre letzte Auslieferung an das freiwillige Blutopfer ebenso veranschaulicht wie den Anstoß für Heinrichs Sinneswandel, die Annahme des gottverhängten Leides. Diese Einsicht in Hartmanns erzähle-

13 Hugo Kuhn, *Erec* (1948), in: Hartmann von Aue, hg. von Hugo Kuhn und Christoph Cormeau (WdF 309), Darmstadt 1973, S. 17–48.

14 Kleine Schriften, Bd. 1 (Anm. 1), S. 107–125.

15 Ebd., S. 23–37.

risches Verfahren und in die theologische Programmatik des Heilsweges ist Resultat von Ruhs mit komparatistischer Kompetenz durchgeführter Strukturanalyse.

Aus der soeben skizzierten Zentrierung von Kurt Ruhs Werk auf die Texte im Sinn eines «erweiterten Literaturbegriffs» und auf die Analyse ihrer Strukturen im Rahmen des poetologischen und ihrer Bedeutungen im Bezug vor allem des theologiegeschichtlichen Kontexts, folgt der wissenschaftliche Ansatz, mit dem sich sein Name am nachhaltigsten verbindet: die Text- und Überlieferungsgeschichte. Sie hat zur Grundlage einen dem «erweiterten Literaturbegriff» korrespondierenden «erweiterten Textbegriff». Gilt für die «großen» Werke, die dem Gestaltungswillen eines Autors entspringen, nach wie vor ein statischer Textbegriff, für den die Stadien der Überlieferung allenfalls ein verändertes Rezeptionsinteresse bezeugen, die dem Werk gegenüber jedoch letztlich äußerlich bleiben, so ist für den «Gebrauchstext» im engeren Sinn, die Kenntnis der Überlieferung nicht nur ein Mittel, nicht nur der «Weg zurück», sondern Erweiterung der Ausfaltung seiner konkreten Gebrauchsentention. Daß auch «Poesie» letztlich «Gebrauchsliteratur» ist, reflektiert Ruh in der Einführung zu dem Colloquium von 1978 mit der für sein Literaturverständnis charakteristischen Einschränkung, daß «der Gebrauch, der unmittelbare Zweck, auf den das Ganze angelegt war vergessen werden kann, die künstlerische Form allein noch wirkt, ästhetische Ergötzung sich einstellt [. . .], mit Kant: interesseloses Wohlgefallen» – das zu Walthers Opferstockstrophe.¹⁶ «Gebrauchsliteratur» im engeren Sinn ist für Ruh die wissensvermittelnde, die (ein neuer, problematischer Begriff) im engeren Sinn «pragmatische» Literatur.

Die Individualität eines solchen Texts konstituiert sich in seiner Überlieferung. Am Beginn der Entscheidung für eine textgeschichtliche Aufarbeitung steht eine Bewertung des Textes: für eine überlieferungsgeschichtliche Analyse bietet sich der Fall an, wo nicht ein Autortext, – sondern «ein Gebrauchstext zur geschichtlichen Wirkung gekommen ist»¹⁷. Das bedeutet, daß die Textgeschichte nicht ein universelles Editionsprinzip darstellt, sondern ein textsortenspezifisches. Für die Literatur im engeren Sinn gilt weiterhin das Ziel des autornahen, autornächsten Texts, nicht jedoch für die Typen, die primär als «Lebenshilfe» in die Lebenspraxis eingebunden sind und sich in ihrer Erscheinungsform je nach den Bedürfnissen der «Gebrau-

16 Vgl. Ruh, Überlieferungsgeschichte (Anm. 8).

17 Votum für eine überlieferungsgeschichtliche Editionspraxis (1978), in: Ders., Kleine Schriften, Bd. 2: Scholastik und Mystik im Spätmittelalter, hg. von Volker Mertens, Berlin/New York 1984, S. 250–254, hier: 251.

cher› ändern. Daher entfällt für sie das binnentextuelle Bewertungskriterium der Überlieferung, das die Klassifizierung in ›gute‹ und ›schlechte‹ Textzeugen erlaubt. (Nur quasi ›mechanische Verderbnisse‹ sind als ›schlecht‹ zu bezeichnen). Man könnte prägnant formulieren: Ruh erarbeitete statt der Überlieferungspathologie eine Überlieferungstypologie. Für die Handschriften wird die jeweils spezifische Gebrauchssituation zum ersten Ermittlungsziel: «Auftraggeber, Schreiber, Besitzer und deren Leserspuren» sind aufzunehmen und zu interpretieren. Die Bewertung des einzelnen Textzeugen bemißt sich nach der Zugehörigkeit zur wirkmächtigsten Textgestalt, ihr Repräsentant stellt die Leithandschrift. Das sind die Kriterien des grundlegenden Beitrags von 1978. In seinem Beitrag von 1985¹⁸ wird die Programmatik differenziert, vor allem im Hinblick auf die Überlieferungstypologie: das Ziel ist die «Funktionsbestimmung einzelner Handschriften im Rahmen eines Überlieferungskomplexes». Damit wird nicht nur ein historisch dynamisiertes Textverständnis postuliert, sondern auch ein soziologisches, wobei jedoch nicht, wie in der sozialgeschichtlichen Literaturforschung der Text zum Signum soziologischer Konstellationen wird, sondern umgekehrt, diese als textverändernde Faktoren interessieren. In den Arbeiten der Würzburger Forschergruppe wird das in vielfältiger Weise realisiert, wobei die programmatischen Forderungen, so nach der Analyse der Gebrauchssituation der Handschriften, z.T. nur ansatzweise eingelöst werden. Dafür ist neben den tatsächlichen Schwierigkeiten, die in der Dürftigkeit der Indizien liegen, auch Ruhs Zurückhaltung gegenüber sozialhistorischen Fragestellungen und das Fehlen eines eigenen theoretischen Ansatzes auf diesem Gebiet verantwortlich. Auch werden die vorgestellten Texte dem literarischen Anspruchskriterium Ruhs nur teilweise gerecht – hier hat anscheinend der textgeschichtliche Ansatz eine Eigen-dynamik entwickelt. Von besonderer Wichtigkeit ist der Modellfall der ›Rechtssumme‹ des Bruder Berthold, Georg Steer hat ihr, ebenfalls 1985, einen programmatischen Beitrag gewidmet.¹⁹ Hier werden Kurt Ruhs methodische Ansätze exemplifiziert, präzisiert und modifiziert, bzw. weiterentwickelt. Es geht um die editorischen Konsequenzen aus einem für breit tradierte Gebrauchstexte typischen überlieferungsgeschichtlichen Befund. Die über einhundert Textzeugen lassen die Rekonstruktion eines Autortexts nicht zu. Dagegen lassen sich, sozusagen auf ›halbem Weg‹ der Überlieferung, drei Redaktionen erschließen. Anstelle eines einzigen Hyparche-

18 Vgl. Ruh, *Überlieferungsgeschichte* (Anm. 8).

19 Georg Steer, *Textgeschichtliche Edition*, in: *Überlieferungsgeschichtliche Proforschung* (Anm. 8), S. 37–52.

typus treten jetzt – allerdings in einem späteren Stadium der Überlieferung – deren drei, die auf die klassische Weise konstituiert und durch eine bereinigte Leithandschrift editorisch repräsentiert werden. Auf der Zeitachse werden die drei Redaktionen durch «präredaktionelle» und «postredaktionelle» Lesarten flankiert. Die Ordnung in die Fülle der Phänomene wird also mit Hilfe des herkömmlichen textkritischen Verfahrens gebracht, die Textgeschichte kommt ins Bild, weil der Schnitt in die Mitte gelegt wird und auf dieser synchronen Achse drei Redaktionen mit je eigener Intention und Textkonzeption dargestellt werden, die Diachronie ist in den Lesarten präsent. So werden wie auf einem Koordinatenkreuz verschiedene Gebrauchstypen in ihrer zeitlichen und funktionalen Differenzierung editorisch vergegenwärtigt. Es steht hier nicht zur Diskussion, ob das extrem arbeits- und darstellungsaufwendige Verfahren sich vom Ergebnis her rechtfertigt (das Ideal einfacher Benutzbarkeit wird nicht angestrebt), denn es ließe sich nicht so einfach auf andere Werke übertragen, da alle Fälle Sonderfälle sind, «tous les cas sont spéciaux», wie Karl Stackmanns Lieblingszitat seit 1964 lautet. Es handelt sich jedenfalls um eine der möglichen Umsetzungen des Prinzips der textgenetischen Edition, man könnte es die «intermediär-redaktionale Edition» nennen. Hier wird der auktoriale, originalitätsbezogene textkritische Grundsatz beibehalten, um Ordnung in die Fülle der Gebrauchstexte zu bringen, denn daß nicht die Redaktionen, sondern die späten Drucke die wirkmächtigsten Gebrauchsfassungen repräsentieren, steht außer Frage: Würde man nach dem numerischen Einflußfaktor, also der Anzahl der mutmaßlichen Leser/Nutzer ordnen, so wäre eine der Druckfassungen zuerst zu edieren. Die Redaktionen zeichnen sich jedoch im Unterschied zu diesen dadurch aus, daß sie den Ausgangspunkt je eigener, neuer Textkonzeptionen bilden. Statt der unerreichbaren Autorfassung sind nunmehr also die erreichbaren dominanten Redaktorfassungen zum Editionsziel geworden. Das Autorprinzip erscheint damit lediglich auf der Zeitachse um eine Stufe verschoben. Allerdings werden durch die Einführung der zweiten Achse und der Parallelordnung der drei Redaktionen anders als im traditionellen Verfahren synchrone Textbewegungen vorausgesetzt und sichtbar gemacht, während die diachronen (wie bisher) im Variantenapparat erscheinen – nur, daß im Unterschied zur klassischen Edition die Diachronie nicht nur nach vorn, in die späteren Handschriften, sondern außerdem noch nach hinten zum präredaktionellen Text verläuft. In der traditionellen Editionstechnik ist bei übersetzten Texten allerdings die Angabe von Lesarten des Ausgangstexts «vor dem Autor» durchaus üblich, z.B. beim «Gregorius»/«Grégoire» oder beim «Prosa-Lancelot».

Die beschriebene Verbindung des sekundär auktorialen Prinzips einerseits und des textgenetischen Prinzips andererseits wird noch deutlicher, wenn man den theoretischen Ansatz dagegenhält, wie er in Fortführung der Thesen von Michel Foucault von Bernard Cerquiglini entwickelt und im amerikanischen Bereich als *«new philology»* propagiert wurde. Es gibt hier, anders als in der Textgeschichte, keine Hierarchie der Fassungen. Das Wesen des mittelalterlichen Texts ist die Varianz, nicht die Konsistenz, sein Prinzip ist die Variante, nicht die Konstante: daher nennt Cerquiglini seinen Essay *«Éloge de la variante»*.²⁰ Er lehnt folglich die Edition als Manipulation grundsätzlich ab, allerdings nicht nur wegen der Festschreibung von etwas grundsätzlich Offenem, sondern auch wegen des Verlusts, bzw. der völligen Neuformierung des *«Paratexts»*, d.h. der ursprünglichen Gebrauchssituation, die eben nicht mehr die mittelalterliche *«Lebenshilfe»*, sondern der moderne postmoderne Buch- und Wissenschaftsbetrieb ist. Cerquiglini löst den herkömmlichen Textbegriff als feste Größe also von zwei Prinzipien her auf: einmal dem textimmanenten der Varianz, dann dem textexternen des *«Paratexts»*, wobei er sich auf Jacques Derrida berufen kann, der den Textbegriff völlig verallgemeinert: nicht nur die Schrift ist ein Text, *«die Rede (er meint die Vokalität) ist ein Text, die Geste ist ein Text, die Realität ist ein Text in diesem neuen Sinne [. . .]. Der Text ist kein Zentrum. Der Text ist diese Offenheit ohne Grenzen der differentiellen Verweisung.»*²¹ Im Vergleich mit diesem grenzenlosen, (um nicht zu sagen aufgelösten) Textbegriff der zentral für das Prinzip der Dekonstruktion ist, bleibt Kurt Ruhs *«erweiterter Textbegriff»* an die traditionelle Auffassung von Schriftlichkeit und damit auch an die hermeneutische Praxis der Sinnunterstellung, bzw. -erschließung gebunden, die bei Derrida ausdrücklich aufgegeben ist. Die kon- und paratextuellen Phänomene, die in der Textgeschichte eher am Rand ins Blickfeld kommen, bleiben dem zentralen Schrifttext untergeordnet. Im Sinn meines Titels bleibt also der Text in diesem marginal erweiterten Begriff Zentrum der Textgeschichte. Es sei lediglich am Rande vermerkt, daß das *«Verfasserlexikon»* keinesfalls immer diesem Textbegriff verpflichtet bleibt, sondern, zumal auf dem Bereich der Sachliteratur, etwa der medizinischen, eher der *«Éloge de la variante»* huldigt, die dann noch mit Autorennamen maskiert wird.

20 Paris 1989.

21 Jacques Derrida, zitiert in: *Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart*, hg. von Peter Engelmann, Stuttgart 1991, S. 21.

Ich habe in meiner Einleitung ‚Textgeschichte‘ als literaturtheoretischen Begriff bezeichnet. Das legitimiert sich von Kurt Ruhs Verständnis der Textgeschichte als einer Sonderform der Literaturgeschichte, wie er sie in seinem Beitrag von 1985 formuliert hat. Er schreibt: «Es ist diese ‚Eigenbewegung‘ der Texte, die geschichtliche Konsistenz schafft. An Stelle der Fremd- und Fernsteuerung ist [. . .] eine eigene Motorik getreten, die die Texte zusammenführt.» (S. 270). Textgeschichte hieße dann die Aufdeckung des poetologischen Prinzips der ‚pragmatischen‘ Literatur. Allerdings wird hier 1985, im Affekt gegen eine politisch- und sozialgeschichtliche Literaturinterpretation, diese historische Poetik der Gebrauchsliteratur in einer Weise theoretisch verabsolutiert, die in einer für Ruh charakteristischen Weise beim Blick auf ein konkretes Beispiel relativiert wird: die gewählte Sammlung in den Handschriften des ‚Paradisus animae intelligentis‘ dokumentiere die Blütezeit des Erfurter Konvents zur Zeit Meister Eckharts, es sei eine «Erfurter Hauspostille». Die spezifische Intention der Eckhart-Sammlung in diesem Rahmen solle angesichts der kirchlichen Verurteilung Eckharts «die Rechtgläubigkeit des Meisters» dokumentieren. Ob diese Sicht richtig ist, bleibe dahin gestellt, entscheidend ist, daß im Umgang mit dem konkreten Text nicht nur intratextuelle Parameter seine Ordnung und Einordnung sichern. Die ‚Gebrauchssituation‘ ist, Kurt Ruh formuliert es selbst, nicht mehr allein überlieferungsbedingt zu erschließen, sondern durch den Vergleich mit anderen Daten – ‚paratextuellen‘ – gewonnen. Die ‚Eigenbewegung‘ der Texte verläuft also in einem komplizierten Wechselspiel von textinternen Impulsen und textextern entstandenen Bedürfnissituationen, denen die Schrifttexte, mehr oder weniger tief in den überlieferten Bestand eingreifend, angepaßt werden.

Diese Aussage soll durch einen Vergleich mit der Rezeptionsästhetik schärfer profiliert werden. Diese nimmt für sich in Anspruch, wie es Hans-Robert Jauß im Jahre 1973 formuliert hat, den Werkcharakter als «Konvergenz von Text und Rezeption» zu fassen, d.h. als «dynamische, im historischen Wandel ihrer Konkretisierungen faßbare Struktur». ²² Jauß unterscheidet «Wirkung» als Ausstrahlung des Textes, also als intratextuelle Dimension, von der «Rezeption», die vom Adressaten bedingt, also extratextuell ist. Zwischen beiden Positionen findet ein Dialog statt, der Sinn konstituiert. Der poetische Text ist auf den «freieren Spielraum eines dialogischen Ver-

22 Hans Robert Jauß, *Theorie der Gattungen und Literatur des Mittelalters*, in: Ders., *Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur*, München 1977, S. 327–358.

stehens» hin angelegt – im Unterschied zu autoritativen Texten religiöser oder sonst fachlicher präskriptiver Prägung.

Im Unterschied zu Kurt Ruh, der seine Textgeschichte als Literaturgeschichte ausdrücklich auf die Sachtexte begrenzen will, stehen poetische Texte im Zentrum der Rezeptionsästhetik, weil nur sie den «freieren Spielraum» für einen möglichst offenen Dialog bieten; insofern ist hier nicht die Eigenart der Rezeption, wohl aber die Möglichkeit vieler unterschiedlicher Rezeptionen ein textinternes Merkmal der «schönen» Literatur.

Kurt Ruh beschäftigt sich im Bereich der «schönen» Literatur zwar durchaus mit rezeptionsästhetischen Überlegungen – etwa in seinen Aufsätzen zur Aktualität mittelalterlicher Literatur²³ – bezieht aber seine Überlegungen zur «Konvergenz von Text und Rezeption» ausdrücklich auf Gattungen, die Jauß ausschließt, weil sei eben keinen «freieren Spielraum» böten. Dazu führt sein «erweiterter» d.h. systematisch dynamisierter Textbegriff, denn der Dialog findet hier nicht extra-, sondern intratextuell statt, insofern die veränderte Gebrauchs- und Rezeptionssituation den Ausgangstext selbst verändert; diese Varianz wird vom «erweiterten Textbegriff» eingeschlossen. Es ließen sich zwar Fälle herausuchen, bei denen das Problem, ob es sich bei weitgehender Varianz noch um den gleichen oder einen neuen Text handelt – etwa bei sog. Mosaiktraktaten oder anderen cento-artig zusammengesetzten Texten –, das jedoch tangiert den Lösungsmodus, mit dem Ruh die Eigenart der Sachtexte nicht nur editorisch, sondern auch literaturgeschichtlich in den Griff bekommen will, durchaus nicht. Leider nur in einer Anmerkung kann ich auf Ruhs wegweisenden Ansatz eingehen, die Gattungsgeschichte von Minnesang und Sangspruch mit den Prinzipien seiner Textgeschichte zu beschreiben: Gesetzmäßigkeiten einer Gattung sind «nicht einer normativen, an (scheinbar) zeitlosen Mustern orientierten Ästhetik zu entnehmen, sondern je und je den zeitverhafteten Denkmälern abzulesen», schreibt er 1968 in seinem Beitrag «Mittelhochdeutsche Spruchdichtung als gattungsgeschichtliches Problem».²⁴ Hier findet sich die gleiche Konzeption einer Historisierung und Strukturierung im Rahmen der Gattungsgeschichte, wie sonst in der Textüberlieferungsgeschichte.

Bevor ich nun versuche, Kurt Ruhs wissenschaftliches Werk in die «neuere Methodengeschichte der Germanischen Philologie» einzuordnen, gebe ich eine Zusammenfassung.

23 Lancelot – Wandlungen einer ritterlichen Idealgestalt (1982), in: Kleine Schriften, Bd. 1 (Anm. 1), S. 298–309.

24 Kleine Schriften, Bd. 1 (Anm. 1), S. 86–102.

Im Zentrum von Kurt Ruhs Bemühen steht der Text – sowohl der «schönen» Literatur, wie, im Sinne des erweiterten Literaturbegriffs, der Sachliteratur. Sein hermeneutisches Bemühen ist auf diesen Text als sinntragende Einheit gerichtet, den Sinn findet er durch Aufdeckung der textimmanenten Strukturen einerseits sowie die Einordnung in poetologische, aber auch inhaltlich-thematische Zusammenhänge, die die Einzeltexte verknüpfen. Um die Sachliteratur nicht nur, wie Hugo Kuhn, im Sinn einer inhaltlich-funktionalen Gruppierung aufrißhaft zu integrieren, sondern ihre Eigenart strukturell zu fassen, erweitert er nach dem Literaturbegriff nunmehr den Textbegriff und zwar in historischer, wie systematischer Dynamisierung.

1. Historisch: «Text» bedeutet nicht mehr nur den Autortext oder den Archetypus, sondern alle Varianzen innerhalb der Überlieferung: der Text ist eine Geschichte. Anders als bei der Rezeptionsästhetik bleibt der Blick jedoch nicht letztlich auf den Ausgangspunkt fixiert, im Sinn der Entfaltung einer ursprünglichen Werk-Potenz, sondern geht nach vorn auf die immer neuen funktionsbedingten Erscheinungsformen.
2. Systematisch wird der Textbegriff dynamisiert insofern, als eben diese funktionsbedingten Erscheinungsformen synchronisiert, beschrieben und nach strukturellen Prinzipien geordnet werden. Dabei bewahrt Ruh letztlich ein idealistisches Textverständnis: auch der dynamische Text bleibt Fokus intellektueller und verbaler Komplexität (was, wie gesagt, auf die Texteditionen seines Großprojekts nicht immer zutrifft). Das Qualitätskriterium erlaubt neben und noch vor dem Wirkungsaspekt eine Gliederung und Hierarchisierung der Fülle der Textzeugen in ihren Varianzen, damit unterscheidet er sich von den Dekonstruktionalisten wie Cerquiglini.

Kurt Ruh gelingt es, durch die Textgeschichte als Literaturgeschichte die Einheit von Philologie und Hermeneutik zu rekonstruieren. Was bei Hugo Kuhn nur projiziert wird, nämlich die Integration der nicht mehr schönen Schriftlichkeit, wird bei Ruh methodisch realisiert: der erweiterte Textbegriff erlaubt eine literaturwissenschaftliche Bearbeitung der Sachliteratur, die ihren Erscheinungsformen (die Kurt Ruh viel besser kennt als Hugo Kuhn) tatsächlich gerecht wird; das Festhalten an einem idealistischen Textbegriff erlaubt eine literaturgeschichtliche Ordnung.

Wie nimmt sich dieses Paradigma im Zusammenhang der Wissenschaftsgeschichte aus?

Wie fast alle Zeitgenossen ist Kurt Ruh methodisch dem Neostukturalismus der fünfziger Jahre verpflichtet, die Zentrierung auf den Text und seine Strukturen sowie auf größere poetologische Entwicklungen sind durchaus zeittypisch-modern. Daneben steht ein, sozusagen älteres, geistes-, vor allem theologie- und philosophiegeschichtliches Interesse, das textexterne Faktoren dem hermeneutischen Bemühen fruchtbar macht. Das erweist sich als eine persönliche Konstante, die für die Wahl der Texttypen, mit denen er sich beschäftigt, einsteht. Die eindeutige Bevorzugung der religiösen «Fachliteratur» und ihrer Voraussetzungen spiegelt Ruhs Überzeugung vom besonderen Zusammenhang von Religion und Poesie, oder, um es allgemeiner zu sagen, daß die «große» Dimension auch eine «große» Gestalt hervorbringt. In diesem Sinn verbinden ihn verdeckte Fäden mit dem Poetologen der «großen» Dimension, Walter Haug.

Neben den Neostukturalismus, in dem der idealistische Textbegriff fortlebt, tritt in den sechziger Jahren der ideologiekritische und sozialgeschichtliche Ansatz, der Literatur als Zeugnis bestimmter historischer Prozesse mitunter weitgehend funktionalisiert. Ruh wehrt sich zwar einerseits vehement dagegen, die Texte den Soziologen zu überlassen, weil die sie ihrer eigentlichen Dimension berauben, reagiert jedoch auf den Systemdruck mit einem eigenen Konzept, das einerseits die Eigenständigkeit der Literatur bewahrt, andererseits den Erfordernissen der Integration sozialwissenschaftlicher Forschung Rechnung trägt. Seine Textgeschichte als Literaturgeschichte könnte man «*de nuptiis philologiae historiaeque socialis*» untertiteln. Der dynamisierte Textbegriff ist das Instrument, die soziologisch bestimmten veränderten Gebrauchssituationen in den Texten aufzusuchen und strukturell festzumachen. Es handelt sich allerdings um eine ungleiche Hochzeit, da die Philologia mit ihrem idealistischen Textverständnis bestimmendes Haupt der Verbindung bleibt. Parallele Reaktionen der Literaturwissenschaft auf den wissenschaftspolitisch machtvoll proklamierten Anspruch der sozialhistorischen Methode sind vor allem in der Rezeptionsästhetik zu sehen, die jedoch die Erweiterung des Literaturbegriffs nicht voraussetzt. Dieser bleibt in der Folge nicht auf die ältere Literatur beschränkt, sondern wird in der neueren Literaturgeschichte vor allem sozialgeschichtlich motiviert mit Trivialroman, Kriminalroman, Kinder- und Jugendliteratur fest institutionalisiert. Aus den poststrukturalistisch-philologischen Ansätzen in der Foucault-Nachfolge übernimmt Ruh die Konzeption des Redaktors als Funktion des Textes, grenzt sich aber durch seinen idealistischen Textbegriff ab, die Forschergruppe hält jedoch weitgehend an ihm fest mit ihrem Ersatz (um ein Wortspiel zu benutzen) des

Hyper-Archetypus durch einen Hypo-Archetypus, das ‹Verfasserlexikon› hat sich ihnen, wie bereits gesagt, schon breit geöffnet.

Es bleibt ein letzter, wissenschaftsorganisatorischer Aspekt. Die Materie, die der erweiterte Literaturbegriff dem Fach zuspielte, war von einzelnen Wissenschaftlern nicht mehr zu bewältigen. Gleichzeitig übte das Vorgehen der gesellschaftlich höher angesehenen Naturwissenschaften mit ihren Großprojekten und Forscherkollektiven einen ‹Modernisierungsdruck› auf die Forschungsorganisation des Faches aus. Die Folge waren Projektanträge, Forschergruppen, Sonderforschungsbereiche. Die umfangreiche Heuristik bot nahezu unzählige Aufgaben; Repertorien, Modell-Editionen wurden beantragt und bewilligt. Das Bedürfnis nach Ausweitung der Gegenstände des Fachs aus wissenschaftssystematischen Gründen traf sich mit der Verteilung von (damals vorhandenen) Ressourcen und wissenschaftspolitischer Geltung an Großprojekte. Die Konzeption der Textgeschichte, die die heuristischen Bemühungen der Würzburger Forschergruppe theoretisch fundiert, wird, da sie die editorischen Bemühungen multipliziert, sowohl dem aktuellen Bedürfnis nach Forscherkollektiven gerecht, andererseits bewahrt sie jedoch, in ihrem Festhalten am Werkbegriff, das Prinzip des ordnenden, wertenden Wissenschaftlers, der nicht durch Scanner und EDV ersetzt werden kann.

Zum Abschluß ein Blick auf die aktuelle Situation. Die Textgeschichte ist zu einem Leitmodell auch und gerade der ‹schönen› Literatur geworden. Der erweiterte Literaturbegriff ist demgegenüber ins Abseits gestellt. Die Lyrikforschung hat sich längst vom Autortext verabschiedet und untersucht die einzelnen Textfassungen in ihrer je spezifischen Varianz und Funktionalität, die Handschriften sind nicht mehr oder weniger gute Textzeugen, sondern literaturgeschichtliche Größen. In der Epik hat Joachim Bumke seit 1987 durch den Hinweis auf ‹Kurzfassungen› das Augenmerk auf intentionale Varianz gelenkt,²⁵ Peter Strohschneider²⁶ und Nikolaus Henkel²⁷ sind ihm gefolgt. In seinem monumentalen Buch über die ‹Klage›

25 Joachim Bumke, Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. Die Herbort-Fragmente aus Skokloster. Mit einem Exkurs zur Textkritik der höfischen Romane, in: *ZfDA* 120 (1991), S. 257–304.

26 Peter Strohschneider, Höfische Romane in Kurzfassungen, in: *ZfDA* 120 (1991), S. 419–439.

27 Nikolaus Henkel, Kurzfassungen höfischer Erzähldichtung im 13./14. Jahrhundert. Überlegungen zum Verhältnis von Textgeschichte und Literarischer Interessenbildung, in: *Literarische Interessenbildung im Mittelalter: DFG-Symposium 1991*, hg. von Joachim Heinze (Germanistische Symposien. Berichtsbände 14), Stuttgart/Weimar 1993, S. 365–384.

hat Bumke den strukturell dynamisierten Textbegriff tatsächlich fruchtbar gemacht:²⁸ es gibt keinen «Autortext» mit nachfolgenden «Überarbeitungen» mehr, sondern verschiedene gleichberechtigte Veröffentlichungen aus dem «Nibelungenprojekt» (um es modern zu formulieren), die unterschiedliche Konzepte in der «Werkstatt» reflektieren. Allerdings wird die für Ruhs Ansatz wichtige Strukturierung der Überlieferung in der Textgeschichte der «schönen» Literatur nicht immer erreicht. Daneben wird heute der Textbegriff im Sinn von Derrida ausgeweitet: Performanz oder Performativität heißt das neue Schlagwort, Text ist nicht mehr nur Schrift, sondern Bild, Vokalität, Geste, Situativität im engeren und weiteren Sinn. Neben diesen Versuchen, die «Medienlandschaft» des Mittelalters hermeneutisch wirksam zu machen, sieht dann die «Neue Philologie» ziemlich alt aus.

Die Textgeschichte hat mittlerweile ihre eigene Geschichte und die Versuchung liegt nahe, ihr eigenes Prinzip auf sie selber anzuwenden, sie ebenfalls strukturell dynamisieren und unter ihrem Begriff auch Methoden zu fassen, die einerseits auf den ursprünglich konstitutiven erweiterten Literaturbegriff verzichten, andererseits das idealistische Textverständnis durch ein dekonstruktionalistisches ersetzen, also beispielsweise die Parallelität der schriftlichen, bildlichen, vokalen und gestischen Diskurse im Minnesang historisch analysieren und einordnen. Wenn ich als Ruh-Schüler das unternehme und mich dabei als «Textgeschichtler» im weitesten Sinn verstehe, mache ich, um mit einem Gegenwartsautor zu sprechen, «Die Fehler des Kopisten». Botho Strauß hat, möchte man sagen, eine textgeschichtliche Konzeption des menschlichen Denkens, wenn er schreibt: «Daneben werden sich einige wenige zu den Schriftfortsetzern zählen, den emsigen Mönchen, die Geschriebenes mit intelligenten Fehlern kopieren, woraus sich möglicherweise, irgendwann, wie bei den Kopierfehlern in der Evolution, eine neue Gattung des Erkennens entwickelt.»

28 Joachim Bumke, Die vier Fassungen der «Nibelungenklage». Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 8), Berlin/New York 1996.